

Buchbesprechung II



Hans-Joachim Bieber:

SS und Samurai.

Deutsch-japanische Kulturbeziehungen 1933-1945.

Monographie aus dem Deutschen Institut für Japanstudien, Band 55. München: Iudicium 2014. 1311 Seiten. ISBN 978-3-86205-043-7, Euro 148,-

Über viele Jahre trafen sich wichtige Mitglieder der deutschen Gemeinde in Japan in zwei exklusiven Clubs: in der seit 1863 bestehenden Germania in Yokohama und in der 1879 gegründeten Concordia in Kōbe. Vor allem jüngere Kaufleute pflegten dort gern Geselligkeit und heimisches Brauchtum. Diese Idylle wurde 1933 gestört. Wenige Monate nach Hitlers Machtüber-

nahme bildeten sich NSDAP-Ortsgruppen, die sich alsbald daran machten, die Deutschen in Japan für die in Deutschland angebrochene neue Epoche zu begeistern.

Die Störung des Clublebens fiel in eine Zeit, in der sich die deutsch-japanischen Kulturbeziehungen hoffnungsvoll entwickelten. Ihre Tradition reichte bis zu Engelbert Kampefer und Philipp Franz von Siebold zurück. Viele Deutsche, mehr noch Japaner, die zu Hunderten in Deutschland studiert hatten, bildeten ein Sympathiepotential, das den politischen und wirtschaftlichen Beziehungen der beiden Länder zugutekam. Es überdauerte auch Belastungen wie den Konkurrenzdruck der anderen westlichen Mächte in der zweiten Hälfte der Meiji-Zeit. Der Erste Weltkrieg, in dem sich Deutschland und Japan als Feinde gegenüberstanden, war eine schwere Zerreißprobe. Aber nach Kriegsende half das in Kultur und Wissenschaft gewachsene Vertrauensverhältnis in besonderem Maße, die Länder wieder zusammenzuführen. Es war ein Glücksfall, dass Wilhelm Solf, der von 1920 bis 1928 wirkende Botschafter des Deutschen Reiches in Tokyo, die kulturpolitische Bedeutung Japans erkannte und dabei keiner „kulturimperialistischen“ Tendenzen verdächtigt werden konnte.

Der Historiker Hans-Joachim Bieber, emeritierter Professor der Universität Kassel, hat sich zum Ziel gesetzt, die Vielfalt der deutsch-japanischen Kulturbeziehungen darzustellen und gleichzeitig deutlich zu machen, wie diese in der NS-Zeit, in Ansätzen aber auch schon in der Zeit davor, zum Bestandteil der Politik wurden. Die Anfänge der deutschen Kulturpolitik in Japan fielen in Solfs Amtszeit. Auch als Ausdruck

ihres Dankes für den Beitrag deutscher Wissenschaftler in der Meiji-Zeit traten Japaner mit einem großzügigen Mäzenatentum in Erscheinung und unterliefen, angefangen mit der Einladung Albert Einsteins nach Japan Ende 1922, den internationalen Boykott der deutschen Wissenschaft. Die Zahl der an deutsche Universitäten entsandten japanischen Studenten und Nachwuchswissenschaftler nahm von 1920 an stetig zu. Gleichzeitig bestand weiterhin Bedarf an deutschen Lehrkräften, die an den höheren Schulen Deutsch lehrten, während außerhalb der Geisteswissenschaften deutsche Fachgelehrte nun seltener bzw. nur für kürzere Zeit nach Japan kamen. Da in den Naturwissenschaften und der Medizin die Forschungsmöglichkeiten in Japan meist bereits westliche Standards erreicht hatten, erkannte Solf früh, dass nicht nur Japan von Deutschland, sondern auch Deutschland von Japan lernen könne. Im Bereich Kultur und Wissenschaft verbreitete sich der Gedanke der Gleichberechtigung. Ein Ausdruck dessen waren zwei gemeinsame Kulturinstitute, die Mitte der zwanziger Jahre gegründet wurden: das vom Deutschen Reich gegründete Japaninstitut in Berlin und das von japanischer Seite ins Leben gerufene Japanisch-Deutsche Kulturinstitut Tokyo (JDKI). Beide wurden gemeinsam von je einem Japaner und Deutschen geleitet.

Bei Machtübernahme der Nazis bestand also schon ein gewisses Maß an Kontinuität in den deutsch-japanischen Kulturbeziehungen. Es gab hoffnungsvolle Perspektiven in Richtung von mehr Austausch. Ein Makel blieb die Asymmetrie. Den lernbegierigen und „sympathiefähigen“ Japanern standen die Deutschen gegenüber, die in ihrer Mehrheit wenig von Japan wussten und keine großen Anstrengungen unternahmen, ihren Kenntnisstand zu verbessern. Bemerkenswerterweise kam ein Großteil der Bemühungen zum Abbau des Ungleichgewichts nicht von deutscher, sondern von japanischer Seite.

Der Nationalsozialismus schenkte Japan zunächst wenig Beachtung. Hitler hatte die Japaner in *Mein Kampf* als eine nicht „kulturschöpferische“ Rasse bezeichnet – ein Verdikt, das die Beziehungen belastete. In der Kulturpolitik begann die Abkehr von der Weimarer Zeit damit, dass Ex-Botschafter Solf Ende der 20er Jahre von einem Diplomatenkollegen zum „Judenfreund“ gestempelt wurde. Wenn bereits im Sommer 1933 versucht wurde, den Club Germania gleichzuschalten, verriet das kein Interesse an Japan, sondern vor allem das Bestreben, den neuen deutschen Geist auch weit außerhalb des Reiches durchzusetzen. Deutsche Japanologen in Japan trugen dazu bei, den Charakter der deutschen auswärtigen Kulturpolitik zu verändern, indem sie unter Japanern neben Kulturpräsentation, Wissenschaftleraustausch und Sprachvermittlung eifrig Deutschlands „nationale Erneuerung“ propagierten.

Die Germania widersetzte sich einer Gleichschaltung. Die meisten deutschen Firmenvertreter hielten sich von den NSDAP-Ortsgruppen fern. Aber es waren in den Kulturbeziehungen vor allem Japaner, die einem Einvernehmen im Wege standen. Nach den Bücherverbrennungen gingen in der deutschen Botschaft anonyme Drohbriefe ein. Der OAG-Vorsitzende Kurt Meißner konstatierte Ende 1934, dass manche der traditio-

nellen Freunde Deutschlands, besonders Mediziner und Germanisten, ihm bereits entfremdet seien. Der Japanologe Walter Donat schrieb, für die Judenfrage herrsche in Japan „Verständnislosigkeit“ („stereotype Frage japanischer Studenten: warum zerstört Hitler Kunst und Wissenschaft?“). Die deutsche Botschaft steckte in einem Zwiespalt. Einerseits wollte sie über das neue Deutschland aufklären und warb für das NS-Regime. Andererseits musste sie intern zugeben, dass man gerade in den Kulturbeziehungen aus dem „liberalistischen Erbe“ nach wie vor Nutzen ziehe.

Weniger vorsichtig als die Botschaft waren in Japan tätig deutsche Lektoren. Sie erklärten den Liberalismus zum gemeinsamen kulturpolitischen Feind Deutschlands und Japans. In einer Aufzeichnung vom Dezember 1935 verkündeten die Lektoren das Ziel, auf eine „Art Gleichschaltung der Gemütslage“ in Japan mit der in Deutschland hinarbeiten. Die japanische Seite unternahm allerdings wenig zur Verdeutlichung der Gemeinsamkeiten und zeigte sich weltanschaulich vom neuen Denken in Deutschland nicht beeindruckt. Immer wieder traten Unverträglichkeiten zutage. Die japanische Expansion in Ostasien stimulierte in Deutschland das Interesse an Japan. 1936 blühte die deutsche Japanpublizistik. Sehr beliebt war der Hinweis auf die „einzigartige Verschmelzung von Tradition und Moderne“. Manche deutschen Japankenner waren über die „Flut seichter Konjunkturschriften“ entsetzt, die jetzt über Japan erschienen. Parallel dazu schwächte sich die traditionelle Deutschlandfreundlichkeit der Japaner ab – auch die Deutschen waren eben Weiße. Dies wurde teilweise kompensiert durch ein neugieriges Interesse des neuen japanischen Nationalismus am Nationalsozialismus, was wiederum den NS-freundlichen Japanologen Auftrieb gab, allen voran dem erwähnten Walter Donat. Auch die OAG beteiligte sich an der Aufgabe, für das nationalsozialistische Deutschland zu werben. Aber eine einheitliche Linie gab es nicht. Die Botschaft hielt vorsichtige Distanz zu den Ortsgruppen der NSDAP, in der OAG regte sich Widerstand. Im Juli 1936 wurde der Pädagoge Eduard Spranger zum deutschen Leiter des JDKI berufen, der, kein NS-Gegner, aufgrund seines wissenschaftlichen Renommées mithalf, den Abstand zwischen den Deutschland seit der Meiji- und Taishō-Zeit verbundenen japanischen Akademikern und dem Dritten Reich etwas zu verringern.

Die Japaner waren am allerwenigsten auf Linie zu bringen. Sie lehnten es konsequent ab, der deutschen Seite ein Mitspracherecht bei der Besetzung von Deutschlektoraten an japanischen höheren Schulen und Universitäten einzuräumen. Das war ein schon traditionelles Festhalten an eigenen Zuständigkeiten. Aber neu war von der NS-Rassenpolitik provozierte Sturheit. Der wegen seiner jüdischen Herkunft als Generaldirektor in Mannheim entlassene Dirigent Joseph Rosenstock nahm 1936 eine Einladung des Nippon Symphony Orchestra an. Er blieb und wirkte sehr erfolgreich als Orchestertrainer. Die Botschaft äußerte tiefe Verärgerung darüber, dass das japanische Musikleben seit Jahren von deutschen Juden dominiert werde, bekam aber zu hören, die Regierung könne auf die Einstellung oder Entlassung von Musikern keinen Einfluss

nehmen, „schon gar nicht aus Deutschland vertriebener, die in Japan sehr populär seien“, und die Nichteinstellung jüdischer Musiker könnte von der Bevölkerung als Rassen Diskriminierung aufgefasst werden. Der angesehene Komponist Yamada Kōsaku, der Ende der 30er Jahre die Judenfeindschaft der Nationalsozialisten in Wien miterlebt hatte, gab im Mai 1941, also im Krieg, demonstrativ ein Essen für den jüdischen Geiger Leo Sirota. Immer wieder missachteten Japaner die nationalsozialistische Rassenideologie. Der Germanist Nakano Shigeharu publizierte 1936 ein für lange Zeit einflussreiches Buch über Heinrich Heine. Auch das Gedenken an Albert Mosse wurde in Ehren gehalten.

Seit 1938 rückten Deutschland und Japan politisch einander näher. Japanische Behörden begannen, Kritik am Nationalsozialismus im eigenen Land stärker zu unterdrücken. Auch Juden hatten es nun schwerer. Kulturpolitisch ragte eine große Ausstellung über das alte Japan heraus, die im ersten Halbjahr 1939 im Berliner Pergamon-Museum stattfand und zu deren Eröffnung Hitler erschien. Vorher, im Sommer 1938, war eine Delegation der Hitlerjugend nach Japan gereist. Die Teilnehmer waren auf Japan wenig vorbereitet und auch nicht sehr lernbereit. Einer von ihnen berichtete hinterher stolz, dass man im Hotel den rohen Fisch verschmätzt und stattdessen lieber „Kommissbrot mit deutscher Wurst“ verzehrt habe. Die Reise der Hitlerjungen war von viel Propaganda begleitet, aber auch von Widersprüchen: An der Universität Tokyo wurden die jungen Nazis von Studenten ausgebuht. In der Zeitung der gleichen Universität äußerte sich nach der ersten Deutsch-Japanischen Akademikertagung, die im März 1939 in Kitzbühel stattfand, einer der japanischen Teilnehmer, Tomoeda Munesato, Sohn des Co-Direktors des JDKI, sehr negativ über die heftig politisierenden, an Wissenschaft uninteressierten deutschen Teilnehmer. Es war ein japanischer Ministerialdirektor, der den Deutschen vorhielt, Wissenschaft sei ihrem Wesen nach international. Während in Deutschland bis zum Überdruß von deutsch-japanischen Gemeinsamkeiten die Rede war und auch der „Reichsführer SS“ Heinrich Himmler Interesse an Japan bekundete, konnte 1941 bei de Gruyter in Berlin ein Buch (*West-östliche Begegnung*) erscheinen, dessen Verfasser Kitayama Junyū – gleichsam gegen Hitler – von japanischer „Kulturschöpfung“ sprach und vor oberflächlichen Vergleichen zwischen den Kulturen beider Länder warnte (sicherlich meinte er auch den zwischen der SS und den Samurai).

Ohne sich von solcher Kritik beirren zu lassen, glaubte mitten im Krieg ein Teil der Japanologen eine ihnen sich bietende Chance ergreifen zu müssen. Das japanische Drängen auf Ausbau der deutschen Japanologie war im Reichserziehungsministerium und im Auswärtigen Amt (AA) nur auf geringes Interesse gestoßen bzw. hochnäsigt mit der Forderung nach Schaffung einer neuen, d.h. NS-nahen Germanistik an japanischen Universitäten beantwortet worden. Die Partei hingegen zeigte Verständnis, vor allem im Hinblick auf den „Kriegseinsatz der Deutschen Geisteswissenschaft“, und forderte vom Reichssicherheitshauptamt (RSHA) einen Bericht an. Das Ergebnis war eine Denkschrift über die Lage der Japanologie und Sinologie in Deutschland (August

1942). Sie entstand unter Mitwirkung von Donat, der sich seit Anfang 1941 in Deutschland aufhielt und wegen des Russlandkrieges nicht mehr nach Japan zurückkehren konnte. Franz Alfred Six, im RSHA einer der engsten Mitarbeiter von Reinhard Heydrich, zeitweise Vorgesetzter von Adolf Eichmann und seit 1943 Leiter der „Kulturpolitischen Abteilung“ des AA, förderte Donat. Die beiden trafen sich im Streben nach einer zeitgemäßen Japanologie und entwickelten eine ehrgeizige Planung. Ihr Ziel war ein interdisziplinäres Ostasien-Institut, „also ein Mittelding zwischen Forschungsinstitut und Geheimdienstbüro“ (Bieber). Donat wurde ehrenamtlicher SS-Hauptsturmführer und bekam von Six die Zusage, Leiter des Instituts zu werden. Himmler genehmigte das Projekt. Es hätte, schreibt der Verfasser, „weltweit kaum seinesgleichen gehabt und wäre eine der größten geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschungseinrichtungen Deutschlands geworden“. Im Sommer 1943 wurden dem Institut erste Räume in Berlin zugewiesen; das RSHA hielt nicht weniger als 22 Räume für insgesamt 56 Mitarbeiter für erforderlich. Aber bald war Schluss. Noch bevor der Krieg auch diesem Vorhaben ein Ende setzte, hatte Himmler die Lobpreisung des todesmutigen Heldentums der Japaner als kontraproduktiv erkannt und die von der SS betriebene Japan-Propaganda abgeblasen.

In dem Buch kommen viele Personen vor, die auch nach dem Krieg in den deutsch-japanischen Kulturbeziehungen eine Rolle spielten. Man kann sich meist selbst ein Urteil darüber bilden, wie Einzelne dem Druck widerstanden oder nachgaben. Insgesamt ergibt sich zum Thema Anpassung und Willfährigkeit wenig, das unserem Bild vom Verhalten der Mehrheit der Deutschen in der NS-Zeit widerspricht. Unter den Deutschen in Japan gab es einige Fanatiker, viele Mitläufer und Opportunisten, wenige Kämpfer wie den antinazistischen evangelischen Pfarrer Egon Hessel in Kōbe und stille, unpolitische Wissenschaftler wie Robert Schinzinger und Hermann Bohner. In deren Rolle hätte sich wohl auch Wilhelm Gundert am wohlsten gefühlt, der Japan 1935 verlassen hatte, um im März 1936 als Nachfolger von Karl Florenz den Lehrstuhl für Sprache und Kultur Japans an der Universität Hamburg zu übernehmen; vom Hurratriotismus des Kaiserreichs geprägt, war Gundert politisch naiv, aber kein Rassenideologe. Nach dem Krieg wurde bei den Heimkehrern aus Japan meist nicht so genau darauf geschaut, wie diese sich verhalten hatten. Nur Walter Donat konnte nirgends mehr Fuß fassen – ihm erging es nicht so gut wie anderen von Six geförderten SS-Intellektuellen, die in den 50er Jahren als Ressortleiter im *Spiegel* Karriere machten. Der Modernisierungsschub für die deutsche Japanologie ließ noch etwas auf sich warten, aber vermutlich wurde sie so auch der Peinlichkeit enthoben, sich bestimmter Anstöße aus dem RSHA, der Terrorzentrale des NS-Regimes, erinnern zu müssen.

Ein seltsame Kontinuität verkörpert der Psychologe Karlfried Graf Dürckheim, auf den Bieber – er nennt ihn einen „Überzeugungstäter“ – ausführlich eingeht, obwohl man ihm den Zugang zum Nachlass verwehrt hatte. Dürckheim hatte sich 1938 als Mitarbeiter der Dienststelle Ribbentrop nach Japan entsenden lassen. In Vorträgen und Pub-

likationen präsentierte er eine wohl einzigartige Mischung aus Zen-Buddhismus und völkischer Mystik, Rassismus und Führerkult, aus „Kultur der Stille“ und Militarismus. Im Krieg deutete Dürckheim Japan als vom Amerikanismus „verseucht“, nach dem Krieg setzte er seine Kritik an Individualismus und westlicher Moderne fort. Die Kamikazepiloten verklärte er noch kurz vor seinem Tod (1988) zu Beispielen für „gelungene Ichlosigkeit“.

Hans-Joachim Bieber hat für sein Werk eine imponierende Fülle von Quellen ausgewertet. Darunter ist ein wahrer Schatz: Die Briefe, die Dietrich Seckel, Lektor in Hiroshima und Tokyo (später Ordinarius für ostasiatische Kunstgeschichte in Heidelberg), zwischen 1936 und 1941 aus Japan an seine Mutter schrieb. Bieber bringt immer wieder erfrischend lebensnahe Zitate aus diesen Briefen. Das lange beschwiegene Thema der deutsch-japanischen Kulturbeziehungen von 1933 bis 1945 ist allerdings wohl noch nicht abschließend behandelt. Der Verfasser hofft, dass weiterführende Arbeiten von japanischer Seite und von deutschen Japanwissenschaftlern, besonders gestützt auf japanischsprachige Quellen, folgen werden. Vielleicht wird dann die Berechtigung eines Ratschlags noch deutlicher werden, den Gundert 1953 dem ersten Kulturreferenten der bundesdeutschen Botschaft in Tokyo, Wilhelm F. Löer, mit auf den Weg gegeben hatte: vorrangig den Kontakt zu Wissenschaftlern, Künstlern und Musikern zu pflegen. Denn persönliche Beziehungen seien in Japan „hundertmal wichtiger, dauerhafter und fruchtbringender“ als große Veranstaltungen wie „Ausstellungen, Länderkämpfe, Kongresse und dergleichen“.

Dr. Ulrich Lins